

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 15 (1911)

**Artikel:** Regina Lob  
**Autor:** Federer, Heinrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-575207>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

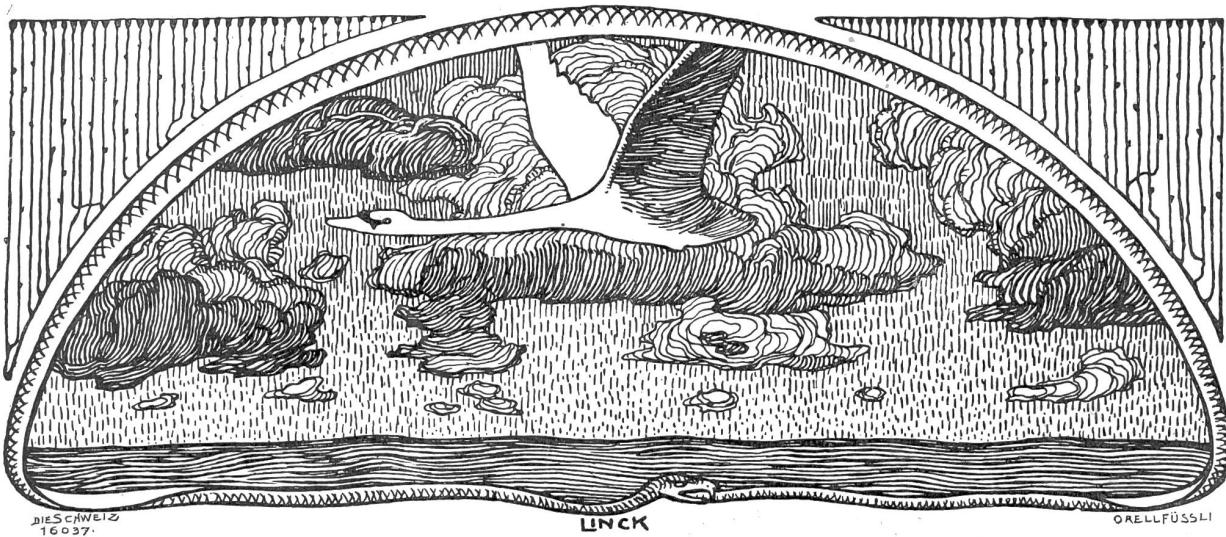
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Gedichte von Hermann Hesse

### Immerzu

Mein Herz geht seine Wege  
Bei Tag und Nacht;  
Ob ich mich schlafen lege,  
Mein Herzschlag wacht.

Und ob ich in Gedanken  
Weit oder nahe bin,  
Mein Herz drängt ohne Wanken  
Nach seinem Ziele hin.

Darum biss du die Meine  
Auch weit von hier,  
Und ob mein Herz auch weine,  
Es ist bei dir ...

### Gedächtnis

Nun ist's ein Jahr — wie doch die Zeit vergeht!  
Mir ist, ich sehe jenen Abend wieder:  
Der lichten Wolken fleckiges Gefieder  
Und das Gebirge, das wie träumend steht,  
Das Spiel der Lichter in der dunkeln Flut

Das Lied verklang, die Tage ließen hin;  
Das leise Rauschen im Kastanienbaum,  
Das Lichterglänzen und das Wolkenziehn  
Verrann und ward uns ferne wie ein Traum.  
Doch deine kleine hingeb'ne Hand,  
Die damals leise sich in meine fand,

Und deine Hand, die still in meiner ruht...  
Schatz, weißt du noch? Es war so still und lau,  
In weicher Dämmerung entschlief der Strand,  
In weiter ferne sang die Wasserfrau  
Ein Liebesmärchen über's nächtige Land ...

\* \* \*  
Ist noch bei mir, ein lieber treuer Gast,  
Und dankbar halt' ich sie und fest umfaßt,  
Die mich nach soviel Fahrten kreuz und quer,  
Nach soviel Abenteuern bunt und toll,  
Nach soviel Suchen, Sehnen hin und her  
Ins stille Land des Glückes führen soll ...

## Regina Lob.

Roman von Heinrich Federer, Zürich.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Lieber Bruder!

Wir alle im Weggisserhaus haben sicher gerechnet, daß Du Deinem Baldur die letzte Kameradschaft zum Grabe leisten würdest. Als man das Kopfschieberchen am langen Sarg zuschrauben wollte, bat Regina die Träger, nur noch ein Viertelstündchen zu warten. Warum das? fragten sie schwerfällig. Man gebe ja schon vom Kirchturm das erste Zeichen. Da wußte Regina nichts zu sagen, und ich entgegnete schnell: Du kommst sicher noch zu Fuß oder per Auto, und Du würdest trostlos sein, nicht

noch einmal das schöne Angesicht des Freundes, das jetzt so still und schneebleich aus dem schwarzen Gehäuse leuchtet, mit Deinen treuen grauen Augen für immer in Dich aufzunehmen... Über da läutete es schon mit der zweiten und dritten Glocke. Man mußte ohne Dich auf den Weg zur Kirche und zum Friedhof gehen... Walter kam immer noch einzutreffen, entschuldigte ich; er ist ja zur Hochzeit auch zu spät gekommen! Still, still, wehrte Regina ab; ich glaub', er straft mich für jenen Empfang... Ich konnte ihr das nicht ausreden. Uebrigens hat die

liebe Frau das und alles Uebrige nur so beiläufig gesagt. Denn ihre Gedanken waren anderswo. Ob sie allein oder mit Hunderten hinter dem Sarge ging, war ihr einerlei. Sie wußte es gar nicht. Wir aber, die wir hinter dieser schwarzen Trauerkönigin einherschritten, wir alle wissen jetzt, daß wir das Rührendste und Erhabenste in unserm Leben auf diesem Leichengang erlebt haben. Walter, das hättest Du sehen sollen! Es ist nicht auf so ein elendes Papier zu schreiben... Regina trug einen langen schwarzeidenen Rock und den Karfreitagsschal; aber wir mußten sie zwingen, auch noch den langen Trauerschleier, den vornehmere Frauen nach einer strengen Uebung hier im Leid aufzuhängen müssen, über ihr schönes Gesicht zu werfen. An ihrer rechten Hand lief der Bub, an der linken das Kind, Arnold mit düsterem Aug' und gefürchterter Stirne wie ein reifer Mann, Klärli bald weinend, wenn die Blechmusik aufhörte und der Leichenwagen still stand, bald lächelnd, wenn die Trompeter wieder anfingen zu blasen. Hinter der Witwe folgte die weitläufige Basen- und Bettnerchaft des Weggissersgeschlechts, alle große ältlche Leute und alle schon ein wenig die Schulter vornübergebogen. Aber Regina hielt sich hoch und aufrecht wie eine Standarte. Ihre Augen sahen weder auf die Kinder noch auf den holperigen Weg, sondern wie zwei unbewegte, heiße Flammen immer zum Sarg, der hauptlings gegen sie gerichtet war. Ohne Frage, sie sah durch das dicke harte und vergoldete Brett bis zum Toten hinein. Und da ihr schien, sie fange das liebe Bild nicht scharf genug auf, schlug sie schon nach zwanzig Schritten ohne Rücksicht auf alle naßerümpfenden Tanten den Schleier zurück, und nun sah ich, daß nicht eine einzige Träne an ihren Wimpern hing. Trocken und hart und still war ihr wunderbares Gesicht. Nicht ein Härtchen bewegte sich an ihr. Sie ist im Sarg, sagte ich mir, sie hat ihre Seele zwischen die sechs Bretter neben Theodor hingelegt, und was da hinter dem Wagen geht, ist nichts als steife mechanische Puppe. Als wir vom Friedhof zurückkamen, nicht mehr im strengen Kirchenzug, und man leise plauderte: die Frauen von den Kränzen auf der Bahre, sieben, acht oder neun waren es bestimmt gewesen, und vom zurückgeworfenen Schleier und vom tränensamen Gesicht: Tot ist tot, das steht einmal fest, darein sollte man sich ergeben, sich lieber beugen als aufstemmen und mit Krach zerbrechen — die Männer von der verdächtigen Kuh Pelagis auf der Fennalp, die sicher die Seuche hat, und vom geringen Obst und von dem dreierlei Wein, den man am Leichenessen in der „Krone“ bekommen wird — glaubst Du, lieber Walter, es hätte jemand gewagt, mit Regina ein Wort zu reden? Auch ich getraute mich nicht. Nur die Kinder ein- oder zweimal. Aber sie erhielten keine Antwort und schwiegen dann furchtsam. Da wurde es mir noch klarer, daß sie ihre Seele mit Theodor beerdigt hatte. Was da zurückkehrte, schien nur noch ein Echo von ihr zu sein, ein kalter gleichgültiger Schatten... Es wurden zwei schwierige Tage nach dem Begräbnis. Am zweiten kam endlich Dein Brief, woraus wir ersahen, daß Du die Depesche zu

einer Zeit erhalten hast, wo Theodor schon in der Erde lag. Regina nahm den Brief mit sich auf die Kammer und kam nicht mehr herunter. Vor dem Schläfen ging ich hinauf, um ihr Gutnacht zu sagen. Da lag der Brief offen und verknittert vom vielen Lesen und Wiederlesen auf dem Stuhl; Regina aber war angekleidet über das Bett hingestreckt. Sie setzte sich auf, wie mir schien, etwas milder im Gesicht, und hielt den Finger an eine Zeile der zweiten Seite. Lies das! sagte sie. Ich las es vor. Du erzählst, wie seltsam Dir in der Alphütte und an jenem Wasserfall zumute war, gerade, als hörtest Du Theodors Seele jauchzen wie einst auf den Bergtouren: „Er ist erlöst, ich wußte es jetzt, von der Sklaverei der Erde frei, selig und jung wie ein Engel. Und Du, Regina, wenn Du eines solchen Toten würdig sein willst, wie Du des Lebenden so überaus würdig warst, darfst Dich ja nicht weiter grämen, sondern mußt Freude haben, daß er aus dem Dunkel in ein so schönes, unsterbliches Licht gelangt ist. Du betest ja. Ich hab's gesehen. Also hast Du eine Sprache, die man drüben in jenem Licht hören und verstehen kann. Was fehlt Dir noch? Edle Tote wollen kein schwarzes, sie wollen ein helles, frohes Andenken! Vergiß das nicht! Dein Walter... Noch einmal, bat sie, das vom Licht und vom Beten! Welch einen lieben, tiefen Bruder hast du doch, Elfenchen, sagte sie dann und umschlang und küßte mich wie in ihren heftigsten Mädchentagen. Und nun wußte ich, daß ihre Seele aus dem Sarge Theodors zurückkehrte in ihre liebe, große, starke Person und daß sie sich erholen und vielleicht bei ihren jungen Jahren noch einmal völlig froh werden kann. Schreibe ihr öfter, ich bitte Dich! Du kannst so gut trösten. Und das tut ihr wohl. Du stelltest ihr schon lange etwas Wichtiges vor, das merke ich jetzt; aber soviel wie in diesen Tagen hast Du ihr noch nie gesagten... Du hast gefragt, wie Theodor starb. Ich kann nichts anderes erzählen, als daß er schlief, immer schlief und daß er einmal, als Regina ihren Mund auf seine Lippen legte, fast geworden war wie Schnee. Vielleicht hatte er schon lange tot gelegen. Aber bis zur Beerdigung blieb er wie ein Schläfer, auf dessen Gesicht ein stilles innerliches Licht und eine große, schöne Sorglosigkeit ausgebreitet lag. Ja, er ist sorglos gestorben, wie er sorglos gelebt hat, ein Kind von der Wiege bis zum Sarg!“

Hier schloß ich Paulinens Brief. Sein Inhalt ging wie ein Gewitter durch meine Seele, eine himmeldeckende Last von Wolken, Blitze und Donnerschläge, die über mir rasselten und sich dann in die Ferne verzogen, zuletzt dann und wann ein kleines, aufleuchtendes Stück blauen Himmels! Trauer und Freude spannen sich ineinander. Am Ende kannte ich mich nicht mehr, oder vielmehr ich fürchtete mich vor mir selber und wich gleichsam meiner armen Seele aus, weil ich sie nur zu gut kannte... \*

Am Tische des Gasthofs saß mir ein Herr zwischen vierzig und fünfzig Jahren gegenüber. Er war mir in seiner schön und solid gebauten Gestalt besonders darum aufgefallen, weil er damit die

Gelenigkeit eines Jünglings verband, und mehr noch, weil dieser Mischung auch sein Geist mit einer prachtvoll abgewogenen Dosis von Tüchtigkeit und Spaß entsprach. Eine Stirne voll Geist und ein Schnurrbart voll soldatischem Schneid wurden durch zwei runde, weiche, graublaue Augen ins Milde und Zutrauliche gestimmt. Man sagte mir, dieser Giuseppe Rozziceno sei ein hoher und leutseliger Beamter seines Kantons, aber ein eingefleischter Junggeselle. Wie er ganz allein schwierige Gipfel bestieg oder die Flora der Hochtäler absuchte oder mit Künstlerfreude ein süßes oder wildes Edelstein der geliebten Heimat abphotographierte, wie er dann vergnügt saß und sich so ganz in eine Zeitung oder in einen Haufen amtlicher Papiere vertiefte, die man ihm fleißig nachsenden mußte, ja, wie er abends allen Alti- und Canetotrinkern zum Troß drei Zückerchen zierlich in seiner traditionellen Tasse Kamillentee rührte, das kleine Geschirr dann ergötzlich an den Mund setzte und den Trank mit einem leisen seligen Geräusch langsam hinabbläufte, dann sich erhob, galant sich verbeugte und im Gefühl eines sorglosen, von Weiberhaube und Kindergeplärr ungestörten, selbstherrlichen Schlafes davонmachte, wahrschaf schon um neun Uhr, aber wie er dafür auch schon als der erste am Morgen im Freien stand, er und die Sonne ganz allein auf der Welt, gleich stolz und froh: wenn man das alles beobachtete, wirklich, dann mußte man ihn für einen Hagestolz halten, der sich selbst durchaus genügte. So oft mir um jene Zeit *Regina* in den Sinn kam und mit ihr eine süße Möglichkeit der Zukunft, zart zwar und verschwommen wie ein Wölklein am fernen Westhimmel — dann brauchte sich nur dieser Hagestolz in der Nähe zu zeigen und mit seinem wunderbaren Baß wie mit einer maßvoll geschwungenen As-Glocke seine kurzen Klaren Gedanken auszusprechen: so flüchtete sich jenes Wölklein, und ich schämte mich, etwas anderes als einen reinen starken Hagestolzenhimmel gesehen zu haben.

An einem der seltenen Regentage blätterten Ernst und Mimeli im Fremdenbuch und lasen die meist so albernen Verse und spotteten über die entzücklichen Zeichnungen, die ein begeistertes deutsches Bierherz oder ein loser lombardischer Schlingel dazu ersonnen hatte. Aber es fand sich auch hie und da ein wertvollereres Blatt. So hatte ein gewisser Max Brunner in einer prachtvollen Federzeichnung die Gebirgskette ob dem Hospiz hingesezt, und ein gewisser geistreicher und poetischer Herr Cima hatte mehrere Gedichte von italienischer Melodie und Lebensfreude in die dürre Prosa des Buches wie Dosen in eine graue Sandwüste gesetzt. Ich vertiefte mich mit meinen Jungen immer mehr in dieses verwahrloste Buch, und während Ernst auf spaßigen Unzinn und Mimeli auf buchstabierte Kleinkinder-Kalligraphie fahndete, beschäftigte mich eine Poesie dieses unbekannten Poeten Cima, in der er sich als Junggeselle an eine „Signora L.“ wandte, ihr bald lachend, bald ehrfürchtig einen Kranz um die Zöpfe flocht, mitunter selbst den sehnüchti gen Ton Petrarcas eine Sechszehlensnote lang sang,

aber alles in allem doch hoch auf seinem Junggellengipfel saß, nicht gewillt, in die weibliche Botschäigkeit hinabzusteigen, sondern die Damen aus weiter Distanz, von wo sie alle ästhetisch hübsch und kostbar erscheinen, so recht unabhängig zu genießen. Ein solches Gedicht vermöchte ich nicht mehr zu schreiben, auch wenn ich das Talent dieses feinen Cima besäße. Ich saß nicht mehr über den Frauen, auf einem freien Herrengipfel. Ich lag in der Tiefe, und über mir, auf einer feierlichen Höhe, saß eine Frau, die — was sollte ich es mir ableugnen — die ich von Tag zu Tag inniger liebte...

Als wir auf dem letzten Blatt angelkommen waren, reichte mir Eisen die Feder und sagte: „Schreib' dich jetzt auch ein, Götti, da unter mich! Für Mimeli hab' ich's schon besorgt.“

Sei's denn! Aber gerade jetzt wäre ich am liebsten in der Gesellschaft dieser vielen Namen ein Unbekannter geblieben. Diese alle wußten genau, was sie waren; aber ich wußte weder recht, ob ich noch der alte Mensch war, noch ob ich ein neuer Mensch werden könnte. Mein Name deckte mein Wesen nicht mehr, er schien mir eine Lüge. Man nannte mich Signor Walter. Das wäre genug. Es gibt einen Walther von der Vogelweide und einen Walter Raleigh und einen Walter Scott und vielleicht noch einen, der ein hübsches Weltkränzlein trägt. Aber dann kamen Millionen Walter, die geboren werden und sterben wie irgend ein gewöhnliches Fleisch und Bein. Darunter war ich. Und von mir war es am besten nichts zu wissen als eben dieses allgemeine, nichtssagende, verdienstlose Walter.

„So schreib' doch einmal! Daz wir beisammen stehen und nicht so ein Schwab oder Tschingg dazwischenhockt!“ forderte Ernst unerbittlich und drückte mir die Hand auf die Zeile und machte Miene, mir die Schreibfinger wie einem Büblein der ersten Schulbank zu führen.

Bist du denn auf einmal so schüchtern geworden wie ein Mädchen? tadelte ich mich. Donnerwetter, du trägst doch einen so ehrlichen Namen wie alle Unterschriftler hier! Wie haben sich die doch mit großem Gefühl eingetragen! Jedes Studentlein schreibt, woher es kommt und was es für ein glorreiches Fach meistert, und flext sich um eine Klasse höher an, als es wirklich dürfte. Da steht in einer kriegerischen Säbelschrift: Max Witz, cand. electr. techn., in einer selbstbewußten, eigensinnig schnörkeligen: Octave Tmer, cand. med. Da hat ein feiner Preuße sein Robert Lesser, stud. med. mit vier Kreuzlein verziert, um die studentische Würde zu bezeichnen, die er unter vielen gescheiten Berlinerjünglingen als der herrlichste und genialste innehat. O göttliche Menschen, die noch nichts hinter sich und alles, alles, Sterne, Sonnen und Siege noch vor sich haben! Schreibt euch nur aus bis aufs letzte Bünklein eurer sichern, großen Person: ihr habt das Recht dazu! Aber auch die alten, erwachsenen Menschen, die über ein so unbegrenztes Hoffen hinaus sind, schreiben mit einer kostbaren, fast genüßsüchtigen Freude zu ihrem Namen nicht bloß ihren Stand und Beruf, sondern vor allem den Namen ihrer Frau

gleich wie eine Eroberung und dauerhafte Beute. Da las man Bossi-Tumagalli, Direttore — Galli-von Moos, Architteto. Ich kannte diesen jungen, frohen und liederreichen Architekten, der das deutsche Geschlecht seiner Frau mit besonders dicker stürmischer Schrift beifügte: das war nun gar eine Eroberung von jenseits des Gotthard und wog doppelt...

„Was wartest du noch immer!“ schimpfte Eisen. „Nun dikter' ich dir, vorwärts, los! Dr. Walter Imber ... Nein, Imber-Horat!“

„Ich bin doch Witwer. Das Horat schreib' ich nicht mehr. Ich habe genug an meinem Namen!“ gab ich ärgerlich zurück.

„So schreib' Witwer!“ riet Ernst. „Nein, wart', der prächtige Herr Capitano Giuseppe Rozziceno hat dazu geföhlt: Scapolo, che vuol dir: Ha—g—e—st—o—l—z!“

„Mach's doch noch länger, das verfluchte Wort!“ entfuhr es mir grimmig, während ich den Namen schrieb. Zornig funkte ich die Feder ins Tintenfaß, setzte zum himmelschreienden Wort Witwer an und tropfte einen gewaltigen Alex unverstehens mitten ins Blatt. In diesem Augenblick legte der Capitano seine Hand auf meine Achsel. Lächelnd war er hinter unserm zwiespältigen Grüpplein gestanden und blickte nun mit einer lustigen und vornehmen Neugier, die seinen graublauen Augen famos anstand, auf meine schreibende Hand nieder. Und da dünkte mich das Wort Witwer plötzlich so beschämend, dieser Zustand etwas so Demütigendes und Armes, der Gemahl oder der Freier oder der Junggeselle so ganz allein in Recht und Macht, daß ich aus dem Wein H formte, so schwierig es ging, und frech ein breites Hagestolz fertig schrieb.

„Dr. Walter Imber, Hagestolz ... Bravo, bravo!“ rief Ernst und klatschte in seine langen, immer bleichen, trockenen Hände. Aber der Capitano schüttelte leicht den Kopf und sagte in gebrochenem Deutsch und einem wahren Orgelbaß: „Das muß man lustig schreiben ... Niggt irato e furioso ... lustig!“

Und da ich ihn halb mit Widerspruch und halb mit Verlegenheit ansah und kein schnelles Gegenwort fand, tupfte er mir mit südlicher Energie auf die Brust und sagte: „Farla, sempre farla è il primo e l'ultimo per vivere rettamente. Mi scusi ... Tgg abe zehn Jahre di piu und bin glückligg!“

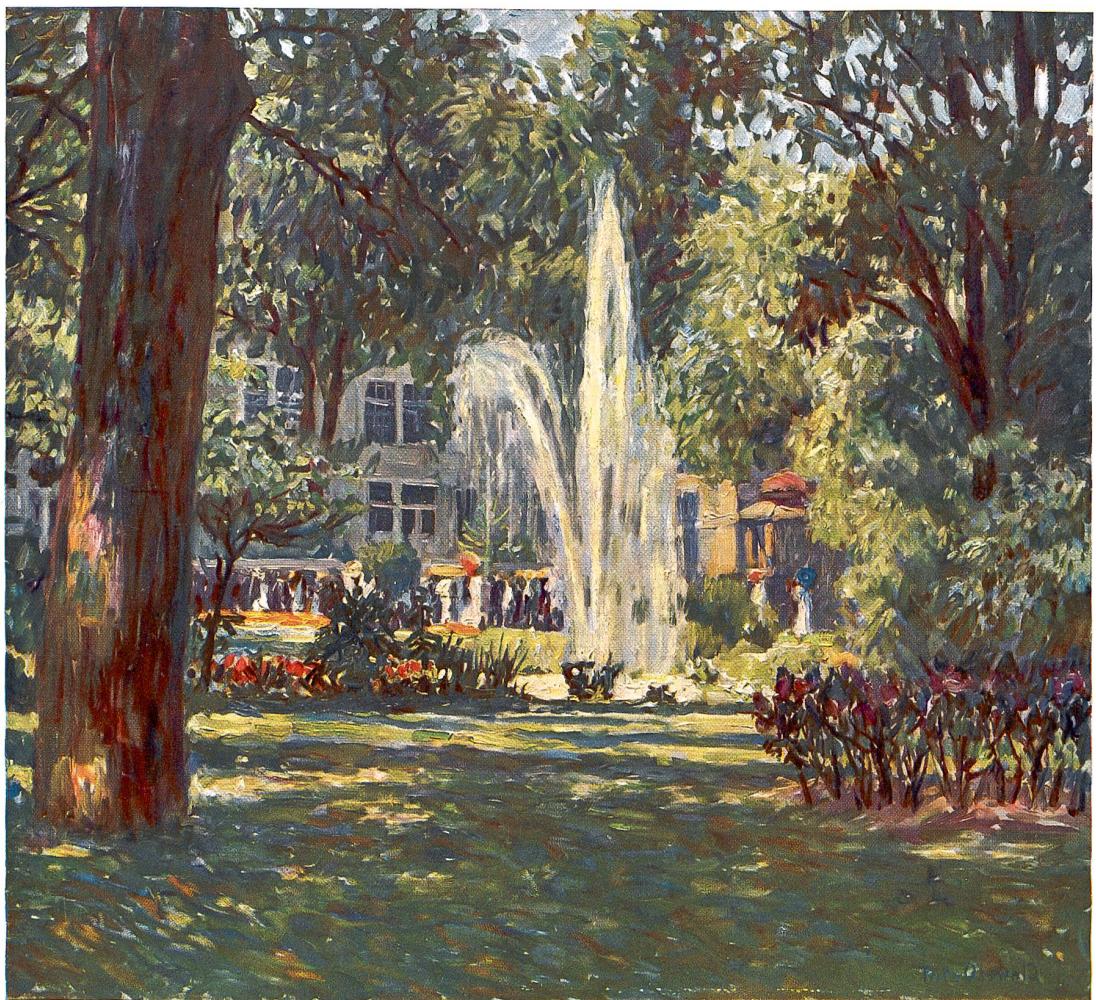
„Farla, farla!“ klang es mir stundenlang vor dem Einschlafen im Ohr im rollenden Orgelbaß des Capitano. Das heißtt: sich nicht sträuben gegen die Natur, aber die Natur auch nicht zwingen wollen: Farla, farla! Und — ich — bin — glückligg! Gut, es komme, wie es will, wie es muß, dachte ich ergeben und schlief ein mit ruhig gekreuzten Armen, wie einer, der das Leben nun kommen und gehen läßt und nicht von der Stelle rüdt, wenn die eine Welle, seine Welle, dahergwogt und ihn mit sich reift — vielleicht, vielleicht, o, ich werde davon träumen, vielleicht zu ihr!

\* \* \*

Mein Vorfaß war unausführbar. Das sah ich

gleich. Es wuchs etwas in mir und wurde immer mächtiger, obwohl ich ihm jedes Flecklein im Herzen streitig mache. Eine Sehnsucht und eine Begierde brannte auf, die nichts nach meinem Widerstand fragten. Sie warfen mich einfach über den Haufen. Umsonst versuchte ich, Reginen als widriges Mädchen und boshaftes Fräulein in mein Gedächtnis zurückzurufen. Jene Feindseligkeiten der schönen Jungfer hatten für mich geradezu einen tyrannischen Reiz, aus dem Schmerz einen Genuß zu machen. Sicher, immer hatte ich mich wie ein Schwächling, immer hat sich die Lob wie ein starkes, wehrhaftes Wesen benommen. Und fielen hundert und tausend Schatten aus den unreifen Jugendtagen auf sie, was war sie doch für eine Frau geworden! Jene Nachtwache mit ihr in der Weggissterstube dünkte mich jetzt die süßeste Erinnerung. Was für eine warme Hand hatte sie mir damals gedrückt und wie duftete sie vom Reisigrauch und Ofenfeuer! Damals fing sie doch an, vertraulich mit mir zu reden. Und von da an hatte sie ein seltsam gütiges, wenn auch immer ernstes Auge für mich. Gewißlich, ich war ihr ein lieber Kamerad geworden, vielleicht so lieb wie ein Bruder. Ich selbst hatte ja auch geglaubt, meine inbrünstige Verehrung für sie sei ähnlich dem Gefühl eines Bruders zur Schwester ... Ach was, Bruder! Schwester! ... Nichts dergleichen, das erriet ich nun, und nichts von Kameradschaft und Freundschaft! Nein, nein, das ist Liebe, unbeschreibliche, tiefe, überwältigende Liebe! X

Zu welcher irdischen Stunde — unirdisch dünkte sie mich eher — dieser unbezwungliche Funke in mich gefahren war, zum zweiten Mal in meinem Leben, das wußte ich nicht. Er war jedenfalls nicht hurtig und flackernd gekommen, wie das erste Mal. Das war ein Strohfeuer gewesen, ein schönes, helles, geschwätziges Strohfeuer, das keine Wärme und Glüten behielt. Aber diesmal war das Feuer leise und verschwiegen in der hintersten Ecke meiner Seele erglommen und hatte langsam und kaum merkbar um sich gegriffen und mir alles Mögliche, nur nicht Liebe vorgetäuscht. Ich hatte denn auch meine abendländlichen Doktorbriefe mit der warmen Hand eines Freundes nach Ilgis geschrieben. Einmal, ja, als die wollenen Socken kamen und ich mit zitternden Fingern in das dicke Maschenwerk bis zu den Zehen hinaufgriff und dachte, ob es von ihrer Hand oder nur von der Schafwolle so eigentümlich warm da drinnen sei, und als ich wahrhaft das gelismete Zeug gefükt hätte, wenn die alte Else nicht mit ihren blühenden Brillenäugn mich wie eine starre wache Eule angegloht hätte, ja, damals hatte ich einen schnellen leidenschaftlichen Augenblick. Und ich bin rot dabei geworden und habe nicht mehr geradewegs in die zwei Augengläser zu schauen gewagt. Aber später stand ich am Siechbett Theodors, und alle Unreinheit wich vor dieser Matrone und ihrem geläuterten Heldengeist. Damals hätte ich alles geopfert, was sie nur heißen konnte, um ihren Gemahl zu retten, so rührend und groß und lieb wurde sie mir. Da kam der Tod und Paulinens seltsamer Brief. Theodor erlosch vor meinen Augen, als wäre



Fritz Ökwald, Zürich-München.

Garten.

er nie gewesen. Sie aber wurde nun erst recht wichtig. Witwe ward sie und frei und sah noch jung und schön aus. Sie war im schönsten Recht, zu lieben und glücklich zu werden. Und hier, an diesem Punkt fing meine Leidenschaft an. Vorher war sie in die alte Stube des gesetzlichen Zwanges gehalten worden, die Fenster ehrsam verschlossen und das Pförtlein züchtig verriegelt. Aber dann hatte das Schicksal mit Theodors Tod die Lage von Grund aus geändert. Ein frischer Wind ging durch meine Stube, hoffnungsreich standen meine Fenster offen, eine neue Sonne blitzte herein, und ich selber kam mir vor wie unter der Türe stehend und nach Regina ausschauend, ob sie sich auch so frei fühle, auch irgendwo an der geöffneten Schwelle stehe und es auch noch einmal probieren möchte, zu zweien stark und selig zu werden. Alle jene Kleinigkeiten in Elschens Brief, wo von mir und ihr die Rede war, las ich duzendmal und suchte sie zu meinen Gunsten zu vergrößern und weiß Gott wie hoch und wichtig zu machen. Und hundertmal fragte ich mich: Hat sie, die doch ohne gewaltige Liebe nicht leben kann, genug am Toten? Braucht sie nicht wieder etwas Lebendiges? Und wenn sie das braucht, was bin ich ihr zur Stunde? Denkt sie wohl auch manchmal, nicht so stürmisch und nicht so klar, aber mit einem leisen, frauenhaften Trost an mich? Ist vielleicht nicht ein tausendstel Fünklein von dem, was mich brennen macht, auf dem unsichtbaren und geheimnisvollen Weg der Liebe und Gegenliebe zu ihr hinübergesprungen? Habe ich Hoffnung, diesen Funken zu entfachen? Wenn das möglich wäre... Bei diesem Gedanken wurde mir heiß und bang. Ah, wenn sie mich liebte, wie sie Theodor geliebt hat... Nein, das ist eine Unmöglichkeit; das wäre zuviel Seligkeit für mich!

Ich verlor den Appetit und alle Freude am Bergsteigen vor solchen großen neuen Kummernissen des Herzens. Oft zwang ich mich, mit Mimeli und Ernst zu spielen, um die ewige Quälerei im Innern zu betäuben. Doch sogar die Gesellschaft der Kinder tat mir jetzt weh. Gestern und lieber spazierte ich allein unter den hellen Lärchen haldenauf und haldenab, setzte mich an eines der vielen bergab rinnenden Wasser und wollte heftig wissen: warum doch so ein Bach in steter Lustigkeit spielen und so eine heitere Lärche in ungetrübter Gesundheit sich ausbreiten und so ein weißes Flatterwölklein ob allem in herzlosem Leichtsinn durchs Blaue gaufeln dürfe. Ich beneidete sie alle um ihre göttliche Seelenlosigkeit. Auch die Felsen ärgerten mich in ihrer nervenlosen, harten, großhartigen Behaglichkeit, die morgen und übermorgen und nach hundert Jahren gleichmäßig verharren, während Millionen Menschen vor Glück und mehr noch vor Not wie Glas zerspringen und manches gewaltige Leben zehnmal verscherben muß. Warum ist der Mensch allein so empfindsam gemacht durch alle heiße Haut bis in die härtesten Knochen? Ich schöpfte eine Handvoll Wasser, das stahlblau vom nahen Gletscher kommt, über den Nacken, um mich abzufühlen. Aber darnach brannte mein Gehirn nur noch heißer. In meinen Schläfen musizierte das Blut, und ein wahrer

Schwindel flirrte mir durch Stirne und Augen. Ich versuchte, an mein liebes Mimeli zu denken. Aber es half so wenig, wie wenn man mit einem milden und feinen Stern die grenzenlose Mittagssonne vertreiben wollte. Wohl aber befiel mich dann eine große Scham vor dem Kinde, und ich schalt mich einen schlechten Vater; denn mir war, ich sei untreu und falsch und pflichtvergessen gegen mein Töchterlein. Es müsse schweres Unrecht von mir erleiden. Wenn Mimeli unversehens mich ansprach oder aus einem Gebüsch plötzlich in meinen hintergründigen Spaziergang hineinstürzte, erschrak ich jedesmal wie ein Sünder, der auf einem großen Verbrechen ertappt wurde. Aber noch schlimmer war das: Mimeli rümpfte dann jedesmal die kleine wachsweiße Stirne und forschte mich lange mit seinen großen stillstehenden Augen aus. Ich kam ihm jedenfalls seltsam vor. Mehrmals bemerkte ich, wie Ernst Eisen es dann am Arm packte und mit ihm durch die lichten Lärchen wegschritt. Und ich sah, wie er ihm allerlei ins Ohr tuschelte, wobei das Kind den Kopf schüttelte und ungläubig nach mir zurückblieb. Aber Ernst nickte gebieterisch mit seinem langen Herrengesicht, und Mimeli schüttelte nicht mehr den Kopf. Über beide lächelten verschmitzt, wenn sie zu mir zurückkehrten. Gerne hätte ich sie ausgeforscht über ihre Geheimtuerei. Aber ich wagte Mimeli nicht zu fragen. Ich fürchtete mich vor der Wahrheit seiner reinen Lippen. Und Ernsts spöttisches Lächeln und schlaues Augenblinzeln scheute ich womöglich noch mehr.

Eines Tages saß ich wieder an meinem Bachplätzchen und ärgerte mich aufs neue über den unbekümmerten Mutwillen dieses Wassers. Wieder schien mir alle Natur um mich herum glücklicher. Der Mensch allein mitten drin hat allen Schmerz aufgebürdet bekommen. Ich warf mich auf die von kurzem Heidelbeerblatt und Alpenrosen bewachsene Erde, und wo mich ein kühles Blatt berührte, tat es mir wohl wie Balsam. Da setzte sich eine dicke, häßliche Speckfliege auf ein Zweiglein hart neben mir. Ich schaute sie weg. Im Nu war sie wieder da. So ein drittes und viertes Mal. Und jedesmal spreizte sie sich festlich auf dem Blatt aus und ließ die grellen Farben ihrer Staatsfigur in der Sonne nach allen Seiten spielen, sodaß es bald grün, bald rot, bald violett um sie schimmerte. Welch ein gespreiztes, eitelssüchtiges Tun, dachte ich und erhob sich die Hand, um das Tier nun tödlich zu treffen. Da surrte eine andere, etwas schmalere Fliege erschreckt aus dem nächsten Laub hervor und schlüpfte in ein anderes Versted. Sogleich schwirrte die erste Fliege ihr nach, aber nicht zu nahe, sondern sie stellte sich gleichsam vor ihr Fenster und zwar so, daß die Sonne ihre Figur aufs neue in die schönste Regenbogen-Gloriole setzte. Aha, Männchen und Weibchen! Nun wurde ich interessierter. Die Sache ging mich sozusagen auch etwas an. Ich mußte staunen, wie das Männchen sich schön mache und wie das Weibchen aus seinem Gitter hervorblinzelt und, je näher das Männchen rückte, um so langsam und wohl nur aus einer weiblichen Unstandspflicht zu-

rückwärts. Manchmal hob das Männchen seine glitzerigen Flügel und schlug ein brillantes Rad damit. Das war seine höchste Kunst. Dann zitterte auch dem Weibchen das durchsichtige Gefieder, und es konnte sein vorwitziges Rüsselchen einfach nicht mehr stillhalten. Es schnupperte und sog ... die Liebe ein. Und mir war, seine hundert Zwergäuglein leuchteten wie hundert Diamanten.

So, so, da haben wir es! Mut muß man haben, ein bißchen frech muß man sein! Im Winkel wird kein Freier froh. Nachjagen muß man, folgen auf dem Fuß! Farla, lasciar farla: das ist der Spruch der Lebensklassifer. Aber ich bin kein Klassifer. Wer liebt, lebt nicht klassisch. Farla, lasciar farla: das ist wohl auch noch häufiger der Witz, den eine geduldige und phlegmatische Gesetzlichkeit im Munde führt. Nein, das kann niemals Natur sein! Die Natur will es anders. Wenn man liebt, darf man kein Philister sein. Dann muß man dem geliebten, ersehnten Weibchen nachjagen, muß vor ihm glänzen, es locken und verwirren, muß mit seinen schönsten Sonntagsflügeln ein Feuerwerk um sich schlagen. Nur so hat das Lieben Sinn und Ziel. So hat es die Natur in sich, so wollte es ihr weiser Schöpfer, und das ist höhere Vernunft als die Pedantenvernunft in einem kleinen flügelnden Menschenköpfchen ...

Mit diesem tüchtigen philosophischen Gewinst kehrte ich ins Gasthaus zurück, und ich merkte wohl, daß meine Sprünge über die Bäche führner und meine Schritte im Gestein länger und beherzter waren als im Hinweg. Es wehte ohne Zweifel ein ganz eigener, frischer Mut in mir. Nur wußte ich nicht genau, was ich damit anfangen solle oder wie ich ihn gleich recht eindringlich profitieren könnte. Zwei Tage trug ich ihn mit mir herum wie ein kostlich, aber gefährlich gefülltes Gefäß, das man nicht recht zu öffnen weiß und das doch erst geöffnet wirksam wäre. Ich war übermütig mit den Kindern und machte mit ausgelassinem Humor das verdammt italienische Kartenspiel Sette e mezzo mit. Dann, wenn der Lärm vorüber war und Ernst neben mir in einem leisen tapfern Schnarchen schlief, dann ward wieder alles dunkel, und die künstliche Sicherheit des Tages und Mut und Stolz krochen mir in die Schuhe hinunter.

Am dritten Tag aber langte mit der späten Abendpost ein eiliger und bündiger und doch in den schönen runden Kopfschleifen ihrer Kalligraphie geschriebener Brief meiner Schwester an. Ich möchte, hieß es darin, ihr und Reginen und den zwei kleinen Weggängerkindern ein ordentliches Quartier in All'Acqua besorgen. Bersolt habe Reginen streng verordnet, für ein paar Wochen von Ilgis wegzugehen, an einen Ort, der höher als Ilgis liege, wo ein Arzt in der Nähe und Ruhe neben guter geistiger Zerstreuung zu haben wäre. Da hätte Pauline gleich an All'Acqua gedacht, wo Walter seine Sommerfrische genieße und alle diese medizinischen Wünsche großartig erfüllt würden. Und Regina hätte nach einem Widerstand sich

darein ergeben, da ja die Kinder mitgehen durften und Pauline den kurzen Rest ihrer Ferien auch in All'Acqua zu verbringen versprach. Wohl hätte die Schreiberin durchaus ein paar ihrer Institutmäuselchen in ihrem elterlichen Heim besuchen sollen; aber da Regina sich einfach weigerte, nach All'Acqua zu reisen ohne Paulinens Begleitung und drohte, anders keinen Fuß aus Ilgis zu setzen, so habe Elfschen aus Freundschaft nachgegeben. Alles weitere mündlich!

Mir wirbelten die wenigen Zeilen beim Lesen wie in einem Schwindelanfall durcheinander. Ich wollte jauchzen vor Freude und wollte vor plötzlicher Verzagtheit gleich wieder telegraphieren: Nein, kommt nicht, ich habe Angst davor ... Dann aber suchte ich das Schönste, zweifelstreite Zimmer, das im obersten Stock des Gasthofs neben dem meinigen lag, durch Bitten und Trotzen und klingende Fürsprache für Regina zu erobern. Ein dicker Holländer und eine noch dicke Holländerin hielten es besetzt und gaben es erst preis, als der schlaue Forni ihnen eine bequemere Schlafkammer im ersten Stock einräumte. Dort logierten zwei junge Bergsexfen, die nun in den zweiten Stock hinaufschossen und dort ihrerseits wieder ein Geschwisterpaar in die Einzelmänteln des obersten Stockwerks jagten. So ging wegen der einzigen Regina im Hause alles durcheinander. Ungefähr so sah es auch in meinem Herzen aus. Hundertelei Erinnerungen an Regina erwachten, verhöhte und verstärkte Gedanken brachen hervor, das eine schob zu oberst hinauf, das andere stürzte sich zu unterst hinab, eine Züglete und Neueinquartierung geschah genau wie im Gasthof, gern oder ungern, und ich empfand eine reine, neue Hausordnung auch in meinem Innern. In Reginens Kammer hatte ich dieses Gefühl am lautesten. O, es wird ihr da gefallen! Ein Fenster blickt zum Tessin hinunter und an den jenseitigen bewaldeten Hang zur Assassine Bache. Diese eintönige Melodie des Flusses wirkt beruhigend, und das dunkle Tannengrün ist wie gemacht zur sanften Aufnahme der Traurigkeit. Dann aber mitten drin gelangt diese Dame Traurigkeit an eine hellere Lärchengruppe, die immer ein wenig lächelt, aber immer gerade so, daß es den Schwermütligen nicht verstimmen kann, sondern daß er gern ganz leise mitlächelt. Auch den frechen Spitz des Piz Giacomo sieht man noch gerade über den Rücken der Grandinagiatte in den Himmel stechen. Dieser feslerne Mut ermutigt jeden Beschauer. Nur der Feigling erschrickt. Aber Regina ist kein Feigling. Sie ist einfach niedergeschmettert. Sie wird sich beim Aufschwung dieses Gipfels auch aufrichten, das weiß ich. Sie besitzt eine Kraft, die nicht liegen bleibt ... Zum andern Fenster gen Westen herein schaut die allernächste Weide mit Hüttlein und einsamen schönen Bäumen und dem gemütlichen Vieh ringsum. Wer diesen lustigen Geißen und vor allem dem jungen übermütigen Stier zusieht, der kann nicht vertrauern und versauern. Der grüne Lebensappetit packt auch ihn wieder an beiden Hüften

und stößt ihn vorwärts. O, diese Kammer ist ein Gesundheitsstüblein bester Sorte! Hier wird Regina mit Klärli schlafen. Pauline kann bei Mimeli und Arnoldli bei Ernst schlafen. Ah, wie schön, wie reich wird jetzt mein Leben! Welch' eine Familie gibt das untereinander! Mein Glück steht leibhaftig vor der Türe...

Fliegenmännchen, Fliegenweibchen! Diesmal hat das Weibchen den Anfang gemacht. Es fliegt zu mir, wenn auch zaghaft. Nun soll es auch an mir nicht fehlen. Glänzen kann ich nicht. Aber gut sein kann ich und herzlich sein und... sicher auch herzhaft sein!

(Schluß folgt).

## Vier indische Skizzen.

Aus dem Englischen, von Helene Ludwig, Bern.

### 2. Die Dajara.

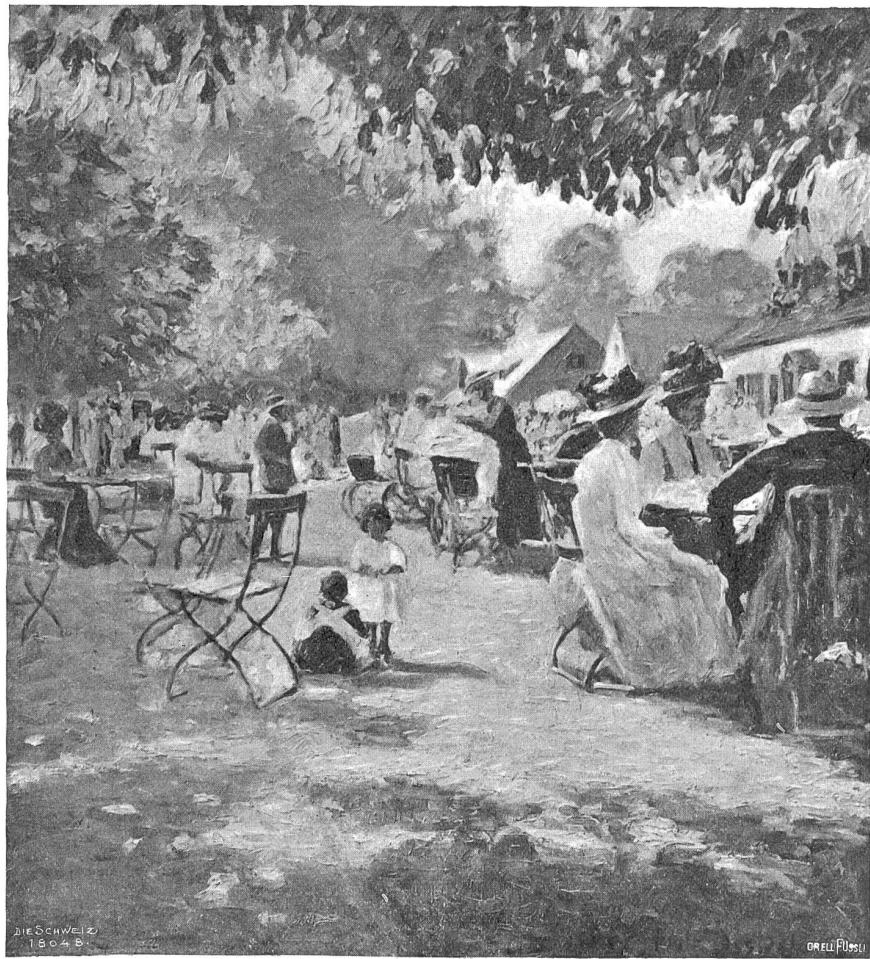
Gemächlich schlendert der Zug in die kleine Station, unbesorgt darüber, daß er schon anderthalb Stunden Verspätung hat und noch weit von seinem Endziel entfernt ist. Die Sonne scheint heiß auf eine malerische Gruppe von Eingeborenen jeden Standes und jeder Art. Solch ein wunderliches Gemisch von Farbe, Kleidern und Haartrachten! Eine plötzliche Bewegung durchfährt sie, als der Zug anhält, und sie versuchen, in die Wagen zu steigen, die schon zum Ueberfließen angefüllt sind. Männer, Frauen und Kinder sind wie Sardinen zusammengedrängt, einige am Boden, andere auf den Sitzen kauernd. Alle lächeln und sind guter Dinge. Es ist drückend heiß, und eine Reihe von braunen Beinen und Füßen hängt aus den Fenstern, um Abkühlung zu finden. In einem Wagen, mit „Europäer“ bezeichnet, ist eine ganze Anzahl lachender brauner Gesichter mit glänzenden Zähnen zu sehen; mit Befriedigung betrachten sie ihre weniger glücklichen Brüder, denen es nicht möglich ist, einen Sitz zu erlangen.

Der Zug ist gefüllt, das ist schlimm; aber Zeit hat keine Bedeutung: ein anderer Zug wird heute einmal kommen oder morgen. Was kommt darauf an? So kauern sich denn diese, die keinen Platz finden, zufrieden wieder auf ihre Fersen und warten unbeweglich mit einer Geduld, die nie müde wird. Verschiedene Nahrungsmittel werden herumgebracht, besondere Gerichte für Brahmanen, Hindus und Mohamedaner. Kokosnüsse sind sehr beliebt; braune Arme werden zu den verschiedenen Abteilungen herausgestreckt, um sie dem Mannen abzunehmen, der sie zuerst mit einem mörderisch aussehenden Messer zerhaut, daß die Milch sogleich getrunken werden kann. Endlich hat der Führer, auch ein Eingeborener, seine lange Unterhaltung mit einem Freund beendet, und der Zug fährt langsam weiter durch dichten Dschungel, an steinigen Anhöhen und smaragdgrünen Reisfeldern vorbei, Mysore zu.

Alles bewegt sich gegen diese Stadt, wo die Dajara oder „Durga Pudsha“ gefeiert wird, welche die Leute von fern und

nah heranzieht. Die staubigen Straßen und die Pfade durch die Dschungel sind mit langen Zügen von Fußgängern besetzt, die all ihr indisches Hab und Gut auf den Köpfen tragen. Ochsenkarren mit Scheibenräder aus massivem Holz führen ganze Familien nach Mysore, vorüber an Dattelpalmhainen und riesenblättrigen Bananen, an seltsamen Dörfern, Tempeln und heiligen Teichen, an großen Banyanbäumen, unter deren verbreiteten Wurzeln und Nesten Truppen von lärmenden Affen sich ergötzen.

Schon hat sich die Menge angesammelt, und in den Straßen und offenen Plätzen der Stadt herrscht ein buntes Gedränge. Flaggen wehen von allen Gebäuden, Tam-Tams schlagen, wunderliche Weisen indischer Musik werden dem Ohr zugebracht, und Züge von Elefanten und Kamelen winden sich



Fritz Ohwald, Zürich-München.

Wirtsgarten (1909).